

# „Ich habe meinen Traum von einem Haus am Meer mit immer frischer Luft und dem Schreien der Möwen im Wind“

Prof. Dr. Frank Eggert, Leiter des Institutes für Psychologie an der TU Braunschweig, über die menschliche Sehnsucht nach Sommer und Natur

Von Kristina Krijom

**Kaum eine Jahreszeit empfängt der Mensch so sehnsüchtig wie den Sommer. Was macht er mit uns?**

Der Frühling zeigt uns, dass wir den Winter überlebt haben und der Sommer, dass es sich lohnt, den Winter zu überleben. Im Sommer gibt es Nahrung (so viel, dass Wintervorräte angelegt werden können), es gibt mehr Licht und mehr Farben als im Winter, mehr Zeit kann draußen unter angenehmeren Umständen genutzt werden. Die Ernten sind absehbar und damit der Lohn so mancher Mühen.

**Warum ist dies noch heute von Bedeutung?**

Diese Schilderung erscheint bedeutsam, obwohl unser Leben in der inzwischen schon post-industriellen Gesellschaft von diesen Vorgängen entfremdet ist. Die Ressourcenkonsequenzen, die mit den Jahreszeiten einhergehen, waren früher von so großer Bedeutung, dass sie sich in Form von diese Konsequenzen abbildenden Empfindungen in die Verhaltensregulation quasi „ingeschrieben“ haben.

Aber auch die kulturellen Praktiken, die damit einhergehen, dass produktive Tätigkeiten und Erholungszeiten synchronisiert werden und im Sommer längere Zeiten des produktiven Nichtstuns oder eigentlich besser ausgedrückt der produktiven Tätigkeit im Gegensatz zur oft als unproduktiv empfundenen Arbeit sich niedergelassen haben, lässt den Sommer in strahlenderem Licht erscheinen als andere Jahreszeiten. Der lange Urlaub, die Flucht aus dem Eingebundensein, lassen ihn als Jahreszeit erleben, die „freier“ ist und damit weniger alltäglich als der Rest des Jahres. Die anderen Jahreszeiten versuchen hier durch gut platzierte Feste wie Erntedank, Weihnachten und Ostern, konkurrenzfähig zu bleiben.

**Warum entspannen wir in der Natur?**

Weil sie keine Natur (mehr) ist. Das, was wir hier und heute Natur nennen, ist die gezähmte und kultivierte Form dessen, was wild und beeindruckend war. Was uns vorsichtig sein ließ und was zwar Ressourcenquelle, aber auch Quelle von Gefahren war. Die Ressourcen sind uns geblieben und wir haben die Natur als Quelle dieser immer weiter optimiert. Die Gefahren sind weitgehend verschwunden (solange wir nicht ausgerechnet eine Autobahn, die in der Natur verläuft, überqueren wollen). Wir können uns unbeschwert in der gestalteten Natur aufhalten, ihre Gefährlosigkeit erleichtert zur Kenntnis nehmen und das Aufpassen einstellen. Darüber hinaus ist „in der Natur sein zu können“ in der Regel gleichbedeutend mit „nicht woanders sein zu müssen“ und das ist ja meistens nicht schlecht. Auch hier spielt wieder die Freiheit des Verhaltens eine Rolle.





PROF. DR. FRANK EGGERT,  
LEITER DES INSTITUTES FÜR  
PSYCHOLOGIE AN DER  
TU BRAUNSCHWEIG.

Die Kontrolle des Verhaltens liegt in den meisten Kontexten, in denen wir uns aufhalten nicht bei uns, sondern bei diesen Kontexten.

### ***Welche Kontexte betrifft das?***

Arbeitskontexte – aber nicht nur diese kontrollieren weitgehend das gezeigte Verhalten und legen ihm Restriktionen auf. Diese Restriktionen, die kontinuierlich erfordern, dass Verhaltensweisen, die kurzfristig viel mehr Spaß machen würden, gehemmt werden, sind anstrengend. Diese Anstrengung wird umso weniger nötig, je weniger Anforderungen der Kontext an uns stellt. Und: Wenn es denn so ist, dass wir der Natur weitgehend egal sind (und warum sollte es anders sein?), so heißt das nichts anderes, als dass sie keine Anforderungen an uns stellt; wir befreit in ihr spielen können.

### ***Wie wirken sich die Farben, Formen und Düfte der Natur auf unseren Geist aus?***

Ach ja, der Geist ... Ich bin nicht so ganz sicher, ob „der Geist“, insbesondere im Gegensatz zum Körper, so eine gute Idee ist ... Wenn wir jedoch unter „Geist“ unser Innenleben verstehen, also das, wovon wir anderen zwar erzählen können, woran wir sie aber nicht unmittelbar teilhaben lassen können, so ist das eine komplizierte Angelegenheit. Das, was wir als Wahrnehmungen „wahrnehmen“, sind nach unserem aktuellen Verständnis Teile einer Weltsimulation, die immer wieder mit dem, wie die Welt auf uns (auf unsere Sinnesorgane) wirkt und wie sich diese Wirkung im Gefolge unseres Verhaltens ändert, abgeglichen wird. Insofern lassen sich die Auswirkungen der Farben, Formen und Düfte, die wir in der Natur geneigt sind zu konstruieren, und das Verhalten, das wir in der Natur zeigen, nicht so einfach trennen, wie die Frage nahezulegen scheint.

### ***Gibt es dennoch Unterschiede zwischen unserer Wahrnehmung gezähmter Natur und der Nicht-Natur?***

Es gibt tatsächlich deutliche Unterschiede zwischen den Kontexten artifizierlicher Natur und denen, die einfach nur artifiziert sind. Die spezialisierten Neuronen in unserem Gehirn, die als Kanten- und Winkeldetektoren in den primären visuellen Feldern fungieren, haben in den von uns „gebauten“ Kontexten noch immer erheblich mehr zu tun als in der wie auch immer artifiziert erzeugten „Natur“. So, wie das Verhalten in durchgängig menschengemachten Kontexten starken Restriktionen unterliegt, so unterliegt die

Gestaltung dieser Kontexte folgerichtig ebenfalls starken Restriktionen, denn nur, wenn das der Fall ist, können sie das Verhalten auch effektiv kontrollieren. Und so wie das Verhalten, das seine Fesseln abwirft, als Freiheit empfunden wird, so werden auch die Farben, Formen und Düfte (Töne nicht zu vergessen) in der Natur als Signale eines Kontextes wirksam, in dem Restriktion vermindert, wenn nicht gar aufgehoben ist.

### ***DIY, Urban Gardening, Solidarische Landwirtschaft – trotz Landflucht streben viele Städter den Rückbezug zur Natur und mehr Autarkie an. Was sagt das über unsere Gesellschaft aus?***

Man findet ja (fast) immer das attraktiv, was man (noch) nicht hat. Die romantische Sehnsucht nach der Natur und dem Landleben ist ein steter Begleiter, seit die Natur und das Landleben nicht mehr der wesentliche Kontext des Lebens ist. Spätestens seit der Industrialisierung und der damit einhergehenden massiven Verstädterung erscheinen dem einen oder anderen die verloren gegangenen Verhältnisse idyllisch, obwohl sie das wohl nur für die wenigsten waren, wenn es diese überhaupt gab. Nichtsdestotrotz ist die Vision des Ruralen für den in der dreckigen, verpesteten (historisch in realer und übertragener Bedeutung) Stadt unter härtesten Bedingungen arbeitenden „freien“ Arbeiters eine nicht von der Hand zu weisende attraktive Utopie, in deren realer Ausprägung er allerdings verhungert wäre (was ihn ja in die Stadt getrieben hat).

### ***Was macht das mit unseren heutigen Städten?***

Nun sind wir heute glücklicherweise nicht mehr (und noch nicht?) in Verhältnissen absoluter Verelendung – auch wenn die relative Ungleichheit nicht ganz unproblematisch erscheint. Unsere Städte sind bewohnbarer als sie es je waren. Die öffentliche Hygiene und die Umweltbedingungen sind besser als je zuvor. Dennoch sind die Städte Orte der Funktionalität, des kontrollierten Verhaltens, der Arbeit (und des Konsums). Städte sind Orte des organisierten massierten Zusammenlebens. Demgegenüber steht die Natur als Ort der individualisierten Freiheit (oder stellen Sie sich vor, gemeinsam mit 200 oder gar 50.000 Anderen die Natur zu erleben?). Wie attraktiv das sprichwörtliche Pflänzchen ist, das den Beton durchbricht, davon zeugen nicht zuletzt die vielen Zimmerpflanzen, die ganz selbstverständlich zum Inventar der Wohnungen gehören. Wie schwierig es diese Utopie unter den Bedingungen der organisierten Arbeit hat, zeigen die wacker ums Überleben kämpfenden Büropflanzen. Sie würden uns trotz ihres oft traurigen Anblicks fehlen, würden sie uns allein lassen in einer Welt, in der wir nicht allein sein mögen. Sie senden uns auf eine traurige aber nachdrückliche Weise ein Signal, dass es eine Welt geben kann, in der wir allein sein mögen, nicht allein sein müssen, und uns einfach daran freuen können, in der Gegend rumzustehen.

### ***Was bedeutet Ihnen persönlich Natur oder Ihr Garten?***

Ich habe gar keinen Garten. Ich habe nicht einmal ein Haus. Aber ich habe meinen Traum von einem Haus am Meer mit immer frischer Luft und dem Schreien der Möwen im Wind, der nach Salz riecht und wo das Licht so anders ist, dass man es einfach nicht beschreiben kann.